Bezugs-Preis

der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50. Bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition: Johannisgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.

Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.

Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 283. **Mittwoch** den 6. Juni 1900. **94. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 6. Juni.

Die **Canonisirung zweier neuer Heiligen** hat die Presse des deutschen Ultramontanismus in Verlegenheit gesetzt. Sie sah von Anfang ein, daß sich mit den Thaten und Wundern der Beiden nicht viel Staat machen lasse, und verlegte sich deshalb auf die Schilderung des äußeren Gepränges bei dem Acte der Heiligsprechung. Aber auch damit sollte sie Unglück haben. Nachdem die „Germania" sehr enthusiastisch gethan und in cäsaristischem Stil von einer „Monstreparade des römischen Generalissimus" gesprochen, mußte sie sehr fatale Dinge aus der Peterskirche und deren Umgebung berichten. Daß Deutsche beleidigt und mißhandelt worden, geht dem Blatt nicht sehr nahe, aber im Allgemeinen entwirft sein Correspondent, nachdem er sich der gebotenen höfischen Schmeicheleien erledigt, ein sehr wenig erbauliches Bild von den Vorgängen. So z. B.

„Vor 9 Uhr waren die Wenigsten an Ort und Stelle in der Kirche. Das macht einen Zeitraum von drei Stunden, welche durch ein unaufhörliches Gedränge, Stoßen, Gequetschtwerden und Geschundenwerden, durch Schimpfen, Schreien und Ohnmächtigwerden ausgefüllt wurden. Eine Controle ist da absolut ausgeschlossen. Zwar sollte man dem Militärcordon auf dem Petersplatz, den päpstlichen Gendarmen und den Mitgliedern des Circolo San Pietro die Billets vorzeigen. Was das aber in der Praxis sagen wollte, wenn man in einem lärmenden, schreienden Haufen von vierzig bis fünfzig Personen mit unheimlicher Schnelligkeit durch die Thüren geschoben wird und dabei fast zwei Meter in einer Secunde macht, können nur diejenigen einsehen, welche dabei gewesen sind. Tausende gelangten mit gefälschten oder auch ganz ohne Billets in die Kirche. Die Gendarmen und Ordner wurden einfach fortgestoßen oder bei Seite gedrängt, je nach dem Temperament des betreffenden Landes, dem die Objecte dieser Ordnungsliebe entstammten. Mehr als einer meiner lieben Landsleute stieß seinen Stoßseufzer nach unseren braven Berliner Schutzleuten aus. Wunderbar muß es erscheinen, daß nicht mehr Unglücksfälle vorgekommen sind, denn in einem solchen Gedränge und in einer solchen Stickluft, welche das Innere der Kirche namentlich gegen das Ende der Ceremonie in eine fast undurchsichtige Staub- und Dunstwolke hüllte, kann während der sechs Stunden Vieles passiren. Man zählt nur einen Todten, welcher im Gedränge zu Boden fiel und einen Herzschlag erlitt."

„Nur" ein Todter ist gut; der Mensch wurde förmlich zerquetscht. Schließlich war der Berichterstatter doch „hingerissen", welches Wort er im übertragenen Sinne verstanden wissen will, während man es ihm nach seiner eigenen Erzählung nur buchstäblich glauben kann. Waren die Erscheinungen bei der Feier fatal, so begreift es sich noch mehr, daß die Canonisirung an sich den deutschen Klerikalen zur Zeit nicht recht erwünscht war. Der neue männliche Heilige ist Jean Baptiste de la Salle, der Gründer der Bruderschaft der französischen Schulbrüder, der frères ignorantins, die bald nach ihren Auftauchen, weil sie das Unterrichtswesen herabdrückten, auch dem nichtjesuitischen Theile des Klerus Frankreichs Bedenken einflößten. Die neu geheiligte Frau ist die Italienerin Rita, bekannt durch ekstatische Zustände und Visionen, wie sie auch mancher Dame des zu Ende gehenden Jahrhunderts die wahrscheinlich sichere Anwartschaft auf die Heiligsprechung eröffnen, vorausgesetzt, daß das Geld für die Kosten des Canonisirungsprocesses aufgebracht wird; unter einer halben Million ist die Sache nicht zu machen. Leichter als die Geldbeschaffung ist anscheinend der Nachweis der Wunder, die jeder Heilige (wenn er es werden soll) gewirkt haben muß. Es sollen deren zwei sein, aber wenigstens von der neuen weiblichen Heiligen hat der advocatus diaboli noch mehr als dies Minimum gelten lassen. Der „Reichsbote", der freilich ein Neger ist, bemerkt darüber:

„Läßt sich nichts Anderes auftreiben, so werden einige wunderbare Krankheilungen ausfindig gemacht, denen die Kritik wenig oder nichts anhaben kann. Einen Kranken, der behauptet, den Heiligen angerufen zu haben und durch seine Hilfe gesund geworden zu sein, kann man ja nicht widerlegen. Von der heiligen Rita hat nun aber die Congregation der Riten einige Wunder anerkannt, die uns zeigen, wie es um die kritischen Fähigkeiten dieser Prälaten und die von ihnen angestellte angeblich so genaue und peinliche Untersuchung bestellt ist. Der Nonne Rita soll eines Tages im Gebete ein Dorn aus Christi Dornenkrone in die Stirn geflogen sein. Vielleicht hat sie etwas derartiges in ihren Visionen geträumt, aber wir glauben kaum, daß unsere deutschen katholischen Landsleute das als wirklich geschehen ansehen. Ebenso kindlich ist folgendes Wunder. Als sie im Jahre 1406 auf dem Sterbebette lag, verlangte sie nach blühenden Rosen und frischen Feigen, die ihr aber mitten im Winter Niemand verschaffen konnte. Da betete sie zu Gott, daß er das Wunder vollbringen und im Klostergarten eine duftende Rose erblühen und an dem kahlen Feigenbaum einige Feigen reifen lassen möge. Und siehe da, am nächsten Morgen fand sich der Wunsch der Sterbenden erfüllt."

Da die deutschen Centrumsblätter diese wunderbaren Wunder unterschlagen, so hat der „Reichsbote" mit seiner Vermuthung über die deutsche Skepsis wohl nicht so ganz Unrecht. Millionen würden übrigens auch das glauben.

Der amerikanische Generalconsul in Berlin, Herr Mason, hat sich in seinem Jahresbericht an das Staatsdepartement in bemerkenswerther Weise über die handelspolitischen Beziehungen und die **deutsch-amerikanische Concurrenz** ausgelassen. In deutschen Handelskreisen, so sagt Herr Mason, sei man zu der Ueberzeugung gekommen, der enorme Aufschwung der amerikanischen Industrien sei eine directe Folge der hohen Schutzzölle, und man empfehle dieses Mittel auch der deutschen Regierung. Das ist unrichtig; allerdings wünscht die deutsche Industrie in Einzelheiten einen besseren Ausgleich der Zollverhältnisse und einen gerechteren Schutz, es fällt ihr aber nicht ein, die deutschen Zölle allgemein auf die Höhe der amerikanischen schrauben zu wollen, die durchschnittlich fünf bis zehn Mal so hoch sind wie die deutschen. Herr Mason erwähnt auch die deutschen Klagen über die Chikanen der amerikanischen Zollverwaltung, die Auskundschaftung der deutschen Industrie u. s. w., denen er selbst als amerikanischer Beamter einige Berechtigung zuzuerkennen scheint. Dann sagt er weiter:

„Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der neue deutsche Zolltarif und die in Vorbereitung befindlichen Handelsverträge die Handelsbeziehungen zu anderen Ländern, besonders aber zu den Vereinigten Staaten, erheblich ändern werden. Es läßt sich nicht ableugnen, daß, während die Haltung der deutschen Regierung durchweg correct gewesen ist, in gewissen deutschen Geschäftskreisen ein Gefühl der Feindseligkeit gegen Amerika besteht, das vor dem Jahre 1898 nicht zu bemerken war. Die hohe Handelsbilanz der Vereinigten Staaten gegen Deutschland, der Rückgang der deutschen Textil-Ausfuhr, die von der amerikanischen Zollverwaltung getroffenen schärferen Bestimmungen gegen zu niedrige Werthangaben, die kürzlich Frankreich gemachten Zugeständnisse und vor Allem die riesige Zunahme des amerikanischen Waaren-Exports, die große Concurrenz, welche die Vereinigten Staaten deutschen Producten in Süd-Amerika und dem Orient bereiten — alle diese Dinge lasten schwer auf dem Herzen der Deutschen und man wird davon hören, wenn die Debatten im Reichstage über die neuen Handelsverträge beginnen. Rivalen und Concurrenten auf den ausländischen Märkten werden die amerikanische Union und das deutsche Reich stets bleiben, aber dies ist kein Grund, daß die zwei Nationen in ihren directen Beziehungen zu einander nicht harmoniren und gegenseitig rücksichtsvoll sein sollen, und die bezüglichen Bestrebungen können nicht besser gefördert werden als in einer zweckmäßigen Revision alter Verträge und der Anpassung der neu zu schließenden Uebereinkommen an moderne Erfordernisse und Verhältnisse."

Hoffentlich finden diese Mahnungen in der Union die gehörige Berücksichtigung.

Die Aussicht auf das baldige Ende des südafrikanischen Krieges schiebt in **London** mehr und mehr das Thema der **Parlamentsauflösung und Neuwahlcampagne** in den Vordergrund politischer Erörterung. Allgemein sieht man den Parlamentsschluß für den Julimonat voraus, und so fest ist die Ueberzeugung, daß Neuwahlen nicht mehr lange auf sich warten lassen dürften, daß bereits eine ganze Anzahl von Parlamentsmitgliedern, namentlich auch der liberalen Partei angehöriger, an ihre Wahlagenten in der Provinz Ordre gegeben haben, alles für das Wahlgeschäft Erforderliche vorzukehren. Die Liberalen haben allen Grund, besonders zeitig auf dem Posten zu sein, da in der That für ihre conservativen und unionistischen Gegner die Versuchung, den ungeheuren Popularitätseffect der imperialistischen Eroberungspolitik zu einem vernichtenden Schlage wider den Liberalismus sowohl der radicalen als der gemäßigten Schattirungen auszunutzen, eine überwächtige ist. Wie mehrere in letzter Zeit vorgekommene Stichwahlen darthun, gewinnt die imperialistische Strömung in den Massen sowohl der Breite als der Tiefe nach an Terrain, und auch die Socialdemokratie muß vor diesem beherrschenden Zuge des Augenblicks ihre vergifteten Waffen strecken. Das englische Volk lebt seit der Entsetzung Mafekings in einem Freudentaumel, der seines Gleichen in der Geschichte des Inselreiches nicht besitzt. Jetzt sieht man erst recht deutlich, wie vielschwer die anfänglichen Niederlagen der in Südafrika kämpfenden Armeen auf Kopf und Herz des Volkes gelastet hatten, und zugleich, welch hervorragendes Maß von Selbstbeherrschung dem englischen Naturell innewohnt, wenn es gilt, angesichts der suppanirten Schadenfreude oder Feindseligkeit des Auslandes eine heroische Haltung zu behaupten, von der man im Innersten weit entfernt ist. Nun, wo die Wage des Kriegsglücks sich endgiltig zu Gunsten der englischen Waffen gesenkt hat, ist des Jubilirens und Frohlockens kein Ende; die Zurückhaltung der anderen Mächte deutet man sich jenseits des Canals als eine Billigung der imperialistischen Politik und eine der Allmacht des Britenthums bezeigte Huldigung. Das „Greater Britain" fühlt sich vom Stolze emporgetragen, es sieht von der imperialistischen Politik nur die Glanzseite, und wenn der Wahlfeldzug in diesem Zeichen durchgeführt wird, so steht ein Sieg der Sache Chamberlain's in Aussicht, der den Liberalismus einfach zu Paaren treibt. Allerdings nur, wenn das Eisen geschmiedet wird, so lange es warm ist. Eine Verschiebung der Neuwahlen bis ins nächste Frühjahr könnte vielleicht unter vollständig geänderten Zeitumständen vor sich gehen, da Niemand vorherzusagen weiß, was für Ueberraschungen und eventuell „untoward events" im Schooße der Zukunft verborgen ruhen mögen. Die baldige Parlamentsauflösung gilt daher der öffentlichen Meinung Englands als ausgemachte Sache, ja man knüpft an den voraussichtlichen überwältigenden Sieg der conservativ-unionistischen Phalanx schon Muthmaßungen über eine anderweite Cabinetszusammensetzung, die den Einfluß Chamberlain's zum alleinherrschenden machen würde.

Aus Mexiko wird der „Welt-Corr." vom 15. Mai geschrieben: Die in Washington tagende ständige Commission der amerikanischen Republiken hält den Zeitpunct für gekommen, um den zweiten **pan-amerikanischen Congreß** einzuberufen, und zwar in die Hauptstadt einer der continentalen Republiken, mit Ausschluß Washingtons, wo zu Lebzeiten Blaine's der erste Congreß dieser Art tagte. Bei dieser Veranlassung hat der amerikanische Minister des Auswärtigen in Washington dem mexikanischen Botschafter den Wunsch ausgedrückt, daß Mexico City zum Versammlungsplatz ausersehen werden möge, womit sich die hiesige Regierung unter dem Vorbehalt einverstanden erklärte, daß alle continentalen Regierungen damit einverstanden seien; in diesem Sinne und Voraussetzung sind die Einladungen ergangen. Die Sache selbst hat Bedeutung für die amerikanische continentale Politik, somit auch für Europa, und namentlich für die auf diesem Continent interessirten europäischen Mächte. Die Anregung kommt aus Washington, und wird jedenfalls von der dortigen Regierung beeinflußt, wenn nicht veranlaßt worden sein; in den wenigen Jahren, die seit dem ersten panamerikanischen Congreß verflossen sind, hat sich die politische Constellation auf diesem Continent verändert; vielfach, namentlich bei den kleinen centralamerikanischen Republiken hat sich das frühere Vertrauen und der gläubige Aufblick zu den selbstlos die Monroe-Doctrin vertheidigenden Vereinigten Staaten in lebhaftes Mißtrauen gegen den plötzlich imperialistisch annectirenden Collegen verwandelt, und das vor Kurzem in der gelben Presse des Nordens mit liebevoller Zuneigung breitgetretene müßige Geschwätz und Thema einer Umwandlung Nicaraguas in einen Staat der Union, aus Anlaß der Canalbau-Frage und um so auf einen Schlag alle territorialen Schwierigkeiten mitsammt englischen Wünschen gründlich aus der Welt zu schaffen, hat selbstverständlich nicht verfehlt, die Stimmung gegen den Norden des Weiteren zu verschlechtern. Dieses Gefühl der Animosität und Sorge ist außerhalb des englisch sprechenden Theiles des Continents überall im Wachsen begriffen und in Washington wohl bekannt. Mexiko, das für den empfindlichsten Punct aller spanischen Republiken, namentlich der kleinen und kleinsten, die nationale Unabhängigkeit, am eigenen Leibe geblutet und die größten Opfer gebracht hat, ist als nächster Nachbar der Vereinigten Staaten möglicherweise auch der Erste, der für den in seiner zukünftigen Entwickelung unberechenbaren Imperialismus und die Annexion in Frage kommen könnte, obgleich es bisher verstanden hat, sich mit Umsicht und gutem Erfolge jede

---

Feuilleton.

Aus dem Leben einer Russin.

2] Von Th. v. Fabrice.

Nachdruck verboten.

Wieder lebten sie auf dem Lande, als Anna Feodorowna eines Tages einen Brief aus Paris erhielt, in dessen Aufschrift sie auf den ersten Blick die ihr nur zu wohlbekannte Handschrift des einstigen Jugendgeliebten erkannte. Bleich und verstört starrte sie auf das unwillkommene Erinnerungszeichen an eine für sie längst begrabene Vergangenheit. Es währte lange, bis sie sich so weit beruhigt hatte, um das Schreiben öffnen zu können. Zitternd vor Zorn und Entsetzen las sie die folgenden Zeilen:

„Einziggeliebte! Erst jetzt erfahre ich zufällig, daß Du Dich mit einem reichen und hochgestellten Regierungsbeamten verheirathet hast und sende Dir meine herzlichsten Glückwünsche zu dieser glänzenden Verbindung. Längst hast Du vielleicht den armen Flüchtling vergessen, doch in meinem treueren Herzen lebt die schöne Vergangenheit weiter, und täglich gedenke ich noch aller der wonnigen, geheimen Freuden unserer Liebe!" —

Wüthend zerriß Anna das unverschämte, beleidigende Billet, und wollte die Papierstücke gerade in das Feuer werfen, als Herr von Kranskoy in den Salon eintrat. Erstaunt schaute er auf ihr Beginnen und in ihre bleichen, zornig erregten Gesichtszüge. Bestürzt fragte er sie nach dem Inhalt des eben eingetroffenen Briefes. Zum ersten Male sah sich Anna Feodorowna gezwungen, den Gatten durch falsche Vorspiegelungen zu täuschen.

„Nur eine Kleinigkeit . . ., ein Aerger mit der Modistin, über die ich mich aufgeregt habe, weil die Sache mir so völlig überraschend kam", — stammelte sie verwirrt. Sie versuchte darauf, ihm eine Ruhe vorzuheucheln, von der ihr Herz nichts wußte, und darüber zu scherzen, daß eine an sich so geringfügige Angelegenheit sie derartig habe erzürnen können. Doch sie selbst erschrak vor dem Ton ihrer Stimme, die gepreßt und unnatürlich klang, und fühlte sie wohl, daß ihr Gemahl ihr nicht glauben könnte.

Mit finsterer Miene hatte Herr von Kranskoy schweigend die wenig überzeugend vorgebrachten Worte seiner Frau angehört. Er gab sich sichtlich Mühe, ruhig zu bleiben und sie nicht durch neues Mißtrauen zu kränken. So schwieg er denn, zuckte die Schultern und wendete sich ab, um eine auf dem Tische liegende Tageszeitung zu ergreifen, deren Inhalt anscheinend sofort seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Deutlich jedoch konnte Anna bemerken, daß er ihren ungeschickten Erklärungen keinen Glauben schenkte, und dies trug nur dazu bei, die Verwirrung, in der sie sich befand, zu steigern.

Wohl hätte sie gewünscht, ihrem Manne sofort die ganze Vergangenheit zu gestehen und ihn zu bitten, sie vor der Gefahr, die vor ihr so plötzlich auftauchte, zu beschirmen. Dann jedoch erinnerte sie sich wieder an all' die Verdrießlichkeiten, die fast von den ersten Tagen ihrer Ehe an ihr durch seine so leicht erregbare Eifersucht bereits entstanden waren. Sollte sie selbst dieselbe nun von Neuem entfachen, ihr durch solche Geständnisse auch nur einen Schein von Berechtigung geben? Unmöglich!

In den folgenden Tagen gab sich Anna Feodorowna viele Mühe, sich völlig heiter und unbefangen zu zeigen. Ihr Gemahl schien sich vorgenommen zu haben, den peinlichen Vorfall mit keiner Silbe wieder zu erwähnen. Aus vielen Anzeichen mußte Anna aber mit Schrecken erkennen, daß er noch immer über ihr Geheimniß grübelte, und daß sein wieder erwachtes Mißtrauen nicht mehr, wie früher, verschwand, sondern ihn bald völlig und dauernd beherrschte. Die tausend Kleinigkeiten des täglichen Lebens genügten, seinen Argwohn gegen ihre Aufrichtigkeit stets neu zu entfachen, und alle ihre Versuche, die seit dem Eintreffen jenes Briefes aus Paris zwischen ihnen entstandene kühle Entfremdung zu beseitigen, blieben vergeblich. Allmählich breitete sich ein düsterer Schatten über ihr ganzes häusliches Leben, und das Unausgesprochene zwischen ihnen zerstörte immer vollständiger das friedliche Glück, das beide Gatten früher genossen hatten. Beide litten schwer unter diesen Verhältnissen, ohne sie ändern zu können oder zu wollen, so lange es noch Zeit gewesen wäre.

Lebhaft empfand Herr von Kranskoy dies selbst und glaubte deshalb seiner Frau eine große Freude zu bereiten, als er ihr eines Tages mittheilen konnte, daß die Regierung ihm eine amtliche Mission übertragen habe, die sie für zwei ganze Jahre nach Paris führen würde. Gewiß hätte sich Anna zu jeder anderen Zeit über eine solche Reise gefreut. Durfte sie doch hoffen, daß die Veränderung der Umgebung nicht ohne günstigen Einfluß auf die Gemüthsstimmung ihres Mannes sein würde. Jetzt aber erfüllte sie diese Aussicht mit Furcht und Grauen. Befand sich doch in Paris der Mann, der schon so viel Unheil über sie gebracht hatte, und ein trübes Vorgefühl bemächtigte sich ihrer, als ob neue schwere Leiden ihrer harrten. Wie aber hätte sie es wagen dürfen, dem leisesten Widerwillen gegen einen längeren Aufenthalt in dem schönen, glänzenden Paris zu zeigen, ohne damit ihren Gatten sofort den Gedanken nahezulegen, daß andere Beweggründe sie zu dem Wunsche bestimmten, sich nicht von Petersburg zu entfernen? Wußte sie ja, wie genau er sie auch jetzt wieder beobachtete. In seiner leidenschaftlichen Erregung hätte ein einziges unbedachtes Wort von ihr genügt, die für sie beleidigendsten Vermuthungen in ihm entstehen zu lassen. So mußte sie die sie niederdrückende, schier zur Verzweiflung treibende Angst vor Aller Augen verbergen, sich den Anschein geben, als freue sie sich auf den Aufenthalt in der Seinestadt und über den ihrem Gemahl gewordenen ehrenvollen Regierungsauftrag.

* * *

In jenen Jahren stand das napoleonische zweite Kaiserthum in Frankreich auf der Höhe seiner Machtentwickelung. Der kaiserliche Hof bemühte sich, alle die alten, legitimen Fürstenhöfe in der Entfaltung der verschwenderischsten Pracht und den raffinirtesten Luxus zu übertreffen, und Paris zum Mittelpuncte der eleganten Welt zu machen. Die Regierung wie die Pariser Geschäftsleute strebten eifrig und mit allen Mitteln danach, den Zuzug von reichen Ausländern zu steigern und sie durch Darbietungen immer neuer Anziehungen dauernd in der französischen Hauptstadt zurückzuhalten. So war Paris bald nach dem Staatsstreich abermals zum Treffpuncte der elegantesten und reichsten Lebewelt, aber auch der verwegensten Abenteurer und Industrieritter aller Länder geworden. Nirgends in der Welt wurde der begüterte Fremde mit so großer Zuvorkommenheit aufgenommen, als in dem kaiserlichen Paris. Alle Ausländer fühlten sich deshalb schnell heimisch in der glänzenden, heiteren Weltstadt an der Seine und ließen sich gern für längere Zeit hier nieder.

Als Herr von Kranskoy, der von der kaiserlich russischen Botschaft sofort in die amtliche Welt eingeführt worden war, sich kaum in der von ihm gemietheten prachtvollen Wohnung am Boulevard Malesherbes eingerichtet hatte, sahen er und seine Gemahlin sich alsbald mit zahlreichen Einladungen zu Festen aller Art überhäuft. So wurden sie veranlaßt, ebenfalls ihre Salons zu öffnen, in denen, wie früher in Petersburg, sich bald die Mitglieder der ersten Gesellschaftskreise einfinden ließen.

Eines Abends war Dimitri Iwanowitsch mit seiner Gemahlin einer Einladung zu dem von einem levantinischen Bankier gegebenen glänzenden Ballfeste gefolgt. Der Lebenslauf, wie die geschäftlichen Anfänge dieses Mannes erschienen in ein einigermaßen geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Da das ungeheure Vermögen des Großbankiers ihm gestattete, Feste zu geben, von deren magischer, orientalischer Pracht „tout Paris", — d. h. die elegante Lebewelt der Boulevards, — schwärmte, so erlaubte sich Niemand hier unnöthige Gedanken über den Erwerb dieser in so liberaler Weise dem Vergnügen und der Gastlichkeit gewidmeten Millionen. Demgemäß war auch an jenem Abend die Gesellschaft, die sich in diesem Hause zusammengefunden hatte, eine ebenso zahlreiche, als elegante. Welche Gefühle aber bewegten Anna Feodorowna, als sie bemerkte, daß kein Anderer als Paul von Kraszinski es war, welcher die Aufmerksamkeit aller Anwesenden im höchsten Grade erregte! Er kehrte soeben von einem Duelle zurück, das er „jenseits der Grenze in Belgien" ausgefochten hatte. „An der belgischen Grenze", so lautet ja die gewöhnlich angewendete Formel, um womöglich einer gerichtlichen Verfolgung wegen Zweikampfes in Paris zu entgehen, während sich in den meisten Fällen die Duellanten doch nur bis zu irgend einem Gehölze in der Umgebung der Stadt begeben. So war es auch in diesem Zweikampfe gehalten worden, in dem Kraszinski seinen Gegner, einen Familienvater, den er unter einem frivolen Vorwande herausgefordert hatte, durch einen meisterhaft geführten Degenstoß tödtlich verwundet hatte. Diese neueste „Heldenthat", die alle anständigen Leute eigentlich hätte bestimmen sollen, sich von einer solchen Persönlichkeit fern zu halten, genügte, um ihn hier zum Helden des Abends und zum Mittelpunct eines Kreises von zahlreichen Bewunderern zu machen!

Wenn sich seit ihrer Ankunft in Paris ihre ängstlichen Gedanken auch unausgesetzt mit der Möglichkeit eines solchen Zusammentreffens beschäftigten, so hatte Anna Feodorowna doch im Stillen stets gehofft, daß ihr ehemaliger, von ihrem Vater so schimpflich verabschiedeter Geliebter es nicht wagen würde, sich ihr wiederum zu nahen. So glaubte sie sich auch jetzt fast das Opfer eines bösen Traumes, und mehr todt als lebendig starrte sie auf die sich Nähernden, als sie plötzlich Paul von Kraszinski in Begleitung des Hausherrn auf sich zukommen sah. Wie aus weiter Ferne nur klang die Stimme des Bankiers an ihr Ohr, als er ihre Erlaubniß erbat, ihr den Polen vorstellen zu dürfen. Kraszinski sah elegant und distinguirt wie immer aus. Er verneigte sich tief vor ihr und blickte sie dann ruhig und unbefangen mit seinen dunklen Augen an, die nichts von ihrem ehemaligen magnetischen Glanz verloren zu haben schienen, während auf seinen bleichen Gesichtszügen sich die Spuren eines ausschweifenden Genußlebens und wohl auch die der Sorgen und Kämpfe, wie sie auch ihm die Verbannung kaum erspart haben mochte, nicht verkennen ließen.

Nur mit Aufbietung aller Willenskraft gelang es Frau von Kranskoy, ihre Besonnenheit und äußerliche Fassung soweit zu

SLUB
Wir führen Wissen.